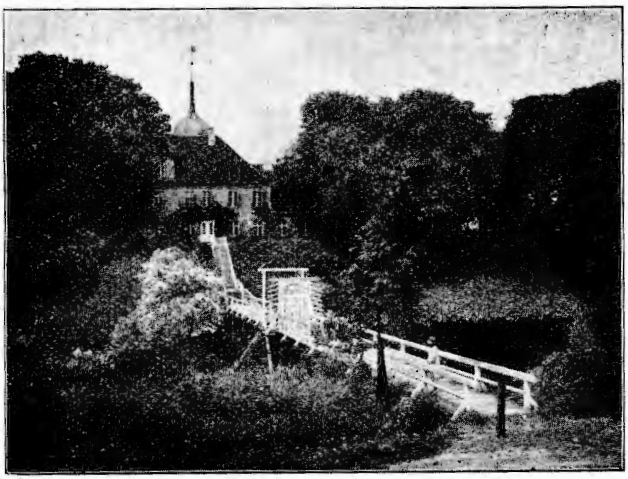
Vom Erwandern der Heimat.

Von Fritz Deubner.

Die meisten stecken ihre Wanderkarte ein und meinen, damit sei's genug, um die Schönheiten der Heimat aufzuspüren. Und dann und wann stehen sie, aber selten, meist nur an Stellen, wo man weit sehen kann, und schauen sich um: das ist d a s; das ist d a s; das ist d a s. Und befriedigt gehen sie weiter. So kommen sie an ihr Ziel, und mit dem Haben des Ziels glauben sie alles zu haben. Weit gefehlt! Sie haben nur ihren Verstand umher geführt, nicht ihr Gemüt; nur ein Teil ihres Wesens ist gewandert, nicht dem sie sie gehend durchgewandert sind, und kennen sie doch nicht, soviele Straßen sie auch gewandert sind; sie kennen nur Namen. Und doch ist der Name immer das Bedeutungsloseste an Mensch und Ding. Sie haben nur einiges festgestellt, Orte, Berge, Flüsse, vielleicht auch Bäume und Sträucher und das Vorhandensein von Tieren. Aber die Schönheiten ihrer Heimat, also die Heimat kennen sie nicht; denn sie sind nicht bis zum Wesen vorgedrungen, sie haben nur über die Kruste gestreift.



Burg Spantekow

der ganze Mensch. Wichtiger als das Gehen ist beim Erwandern der Heimat das Stehen, das Sichhineinversenken in ihre Schönheiten. Nur stehend läßt sich die Heimat erwandern. Die Kartenwanderer bringen nur Kenntnisse mit heim, keine Erkenntnisse und keine Gefühle; denn das innere Ergriffenwerden und somit die Erbauung und Erquickung fehlt. Nur, was w i r ergreifen, kann u n s ergreifen. Mit einem Schweifeblick aber läßt sich nichts ergreifen. Das kann nur der Sucheblick, der mit Liebe und Hingebung um die Dinge geht, während der Fuß steht. Sie glauben die Heimat zu kennen, nach-

Unsere Heimat ist voller Schönheiten! Auf Schritt und Tritt begegnen sie einem. Steh nur still und such, was sich um einen hervorstechenden Gegenstand gruppiert, als Bild zu einer Einheit zusammenzufassen, als wäre es ein Gemälde, vor dem du stehst, und bezieh das Einzelne aufeinander und auf den Hauptgegenstand. Dann findest du allmählich, später schneller, den Gedanken, der dahinter webt; er wird auf dich zuströmen als der geistige Inhalt dessen, was du siehst. Freilich wirst d u es sein, unbewußt, der den Gedanken anregt, auf dich zuzukommen, wie es der Künstler tut. Allerdings, bei einem Gemälde ist

alles leichter gemacht. Das faßt der Rahmen zu einer Einheit zusammen, und der Künstler hat den Gedanken herausgeholt und verstärkt. Zum Schönheitsehen bedarf es nicht nur eines Gegenstandes außer uns, sondern auch unser, und auch unser ganz.

So stückweise, Bild um Bild, nur kannst du dir deine Heimat zu eigen machen, mit ihren Schönheiten zu einem Herzenseigen, das den ganzen Menschen erfreut und erfrischt, das ihn immer umgibt, auch wenn er in der Werkstatt sitzt, ihn immer erfreut, ihn wärmt in der Kälte des Daseins, ihn erhellt in trüben Stunden; denn solche Bilder werden Teil von uns; je öfter wir sie sehen, je mehr.

Am häufigsten wird man an den Stellen seiner Heimat stehen, wo einem die schönsten Bilder aufgehen, das heißt die, die gerade unsere Seele am meisten festhalten. So bekommt jeder in der Heimat doch *seine* Heimat. Jedem ist sie etwas anderes. Die einzelnen Bilder gehen dann in ihm ineinander über und durchweben alles dazwischen Liegende mit ihrer Kraft und Schönheit, beziehen es auf sich und ziehen es an sich und in sich, so daß wir alle doch wieder *eine* Heimat haben, und der Duft *einer* Schönheit auf allem liegt.

Aber wie selten sehen wir Leute stehen! Immer nur sehen wir sie gehen, immer in Bewegung, immer vorwärts, als hätten sie's eilig irgendwohin. Wie selten gar sehen wir Leute *versunken* stehen! Immer sich unterhaltend, gehend oder stehend, von dem und dem, was bildfremd ist, vom Handel und Wandel, von Essen und Kleid, von Geld und Zinsen, von Streit mit andern, nie von dem, was sie sehen und wie sie es durch *fühlen*. Und immer zu vielen, selten allein. Und doch gehört die Einsamkeit zur Vollkommenheit eines Genusses, man will eins werden mit dem, was man sieht; wohl auch bringt's die Zweitsamkeit dahin, wenn zwei eines Herzens sind, am seltensten geht's zu vielen, wo es kaum bis zur Andacht kommt und Versunkenheit, zum gänzlichen Auflösen unseres Wesens in dem Bilde und Hineinschmelzen durch das Bild bis ins All, bis an das Herz Gottes, der diese Schönheit schuf, weil zu selten *viele einer* Seele sind. Und gerade diese Auflösung, die uns alle Sorgen erleichtert, die uns flüchtig macht, zu reinem Geist, ist die höchste und notwendigste Erquickung für uns; eine Erlösung. Ja, wer in etwas aufgehen kann, und gar in einer Schönheit! Im Aufgehen in einer Schönheit fühlen wir unsere Wesensgleichheit mit Gott; denn Schönheit ist Reinheit, als würden wir rein. Es ist ein Aufgehen in Gott, der in seiner Schöpfung sichtbar wird. Aber nur die Heimat, die uns täglich sieht, kann uns das geben. Denn Wiederholung ist Bedingung jeglicher Vertiefung, besonders wenn sie bis ins Unbewußte dringen soll bis zum Gottplatz im Menschen.

Viele gehen auch nur bei Sonne und nennen nur sonniges Wetter schönes Wetter. Heimatseligen aber und Gottsuchern ist jedes Wetter schön: der Sturm, der uns peitscht und den Aufruhr in die Schöpfung trägt; der rieselnde Regen, der die Blätter betropft; das Silber des Nebels, das, bald matt, bald durchglänzt, seine Schleier um die Gebilde legt; Blitz und Donner; selbst der Hagelschlag, den meist wunderbare Wolkenbilder und Wolkenlichter begleiten. Der Schwache fragt nach angenehm und unangenehm, schädlich und nützlich, der Starke fragt nur nach schön und häßlich, gut und schlecht.

Wir dürfen nur an die Bilder und an ihre Schönheiten denken, und nicht an uns, und dürfen das Unbehagen überhaupt nicht empfinden, das in nassen Kleidern, nassen Füßen, betropften Wangen und zerzausten Haaren liegt. Wir haben's nur mit unserer Seele und dem Bild zu tun, die sich nacheinander sehnen; Leib ist nicht da. Und gerade bei trübem Wetter zeigen sich die Schönheiten am schönsten, bezogen auf den grauen oder unterbrochenen Himmel. Wer nicht die Schönheit in *Tränen*, hat nicht die Schönheit gesehen. In der dämpfenden, weichen Abendbeleuchtung, in dem wollenden herben Morgenlicht, am seltensten im Vollglutglanze des Mittags. Da schläft die Schönheit meist, der Vogel schweigt. Auch der Menschen Wesen ist für die Mitte gebaut; im Dämmern fühlt er sich am wohlsten, dem Mitteldinge zwischen Licht und Schatten. Auf volle Klarheit ist er nicht gestellt. Wir stehen immer wie vor Schleiern. Die Fülle ist nur für Gott.

Bei vielen liegt das Hindernis im Bilde selbst. Es gibt viele, die sehen nur auf Menschen, anderes fesselt sie nicht, und nur, um sie zu tadeln und sich im Vergleich mit ihnen besser und schöner zu finden; sie heben sie aus dem Bilde heraus, statt sie hinein zu projizieren. Für den richtig Schauenden sind Menschen nur Wandelnde in

der Schöpfung, gleich dem andern; er sieht ihre Bewegung und bezieht sie auf den Umgrund, er reiht sie ein, und wie sie *sind*, ins Ganze, nicht, wie sie sein *sollen*. Und auch sonst, wenn sie Sichbewegendes sehen, sehen sie nur dies, nicht das Umbild mit, nicht das Ganzbild, und genießen so kein Gemälde, sondern finden sich mit Trümmern ab.

Wir müssen sehen lernen, wie der Künstler sieht, der wie ein leeres Blatt vor der Schönheit steht, ohne jeden Anspruch, jede Voreingenommenheit, und sich von ihr geduldig beschreiben und bezeichnen läßt, und dann, seine Seele darübergießend und es durchtränkend, es ausmalt und für sein Herz zurechtmacht. Wie der Ort heißt, wie der Baum sich nennt, unter welchem Namen man eine Blume weitergibt, jede Feststellung, wie wir zu tun pflegen, ist für ihn gleichgültig; er sieht nur Formen, Farben und Lichter und ist glücklich, wenn ihn keine Namen hindern.

Immer aber zeigt sich dieselbe Schönheit anders, bei Tag, bei Nacht, im vollen Mondschein, im halben, im viertel, bei Sternen ohne Mond, bei umwölktem Mond, bei halbbedecktem Himmel, zu jeder Stunde anders, bei jedem Wetter, und ist doch dasselbe Bild, das wir schauen. Der Künstler indes kann nur einen Augenblick festhalten, und sein Bild ist tot, kann's uns gleich lebendig werden. Draußen aber umpulst uns die Luft, wir sehen nicht nur, wir hören z. B., wenn die Glocke auf dem Turm unseres Bildes ihre Klänge über das ruhende Dorf schickt, und riechen und können dasselbe Bild sehen, bald so, bald so, und fühlen in dem ewigen Wechsel das Beständige hindurch, das den Grundstock des Bildes gibt, und können's bald von dem, bald von jenem Standort aus betrachten, den unendlichen Reichtum der Schöpfung bewundernd. So hat das selbst erlebte Heimatbild so manchen Vorzug vor dem geschauten und nachgefühlten Fremdbild eines Künstlers. Die Schwierigkeit liegt letzten Grundes immer nur in dem Beschauer; er muß sehen und sich hineingeben können. Aber Hingebung ist ja jetzt so selten. Wir gehen aneinander vorbei; wer gibt sich noch hin? Wer tritt noch aus sich heraus in andere über?

Das Alltägliche, zu dem das Heimatliche gehört, hält der Mensch nicht wert, und doch ist es das Wertvollste, wertvoll wie Vater und Mutter. Wer sieht Schönheit gar unmittelbar bei seinem Hause, auf seiner Straße? Oder noch mehr: von seinem Fenster aus?. Wir glauben immer erst gehn zu müssen, bis zur Ermüdung gehen. Und wenn wir umfallen, dann wollen wir schauen, schwach und entkräftet, und doch bedarf's zum Stehen und Schauen mehr Kraft als zum Wandern, ja ganzer Kraft. Die Schönheit will erarbeitet sein. Sie wird uns nur hingehalten; nehmen und uns aneignen müssen wir sie uns selber, wie alles, was von Gott kommt.

Mir sagte jemand: „Es gibt keine Freude ohne Geld und keine Vergnügen ohne viel Geld." Ich aber sage: „Das Schönste und Beste ist umsonst, und Gott hat's allen gegeben, und jedem soviel Findekraft, als für ihn gut ist. Ja, *zuviel* Schönes ist da, wir ertrinken drin; drum sehen wir's nicht."

Wirkliche Lebensbeziehungen können wir nur zum Nahen haben, das täglich in uns eindringt und wir in es. Es ist aber leider häufig so: der Heimat Schönheit, die mit uns aufwuchs, die neue und die geschichtliche, sieht ein Fremder eher als ein Eingeborener, mit dem sie ging von Kindesbeinen an; denn sie ward unterbewußter Teil von diesem. Wir müssen uns der Schönheit bewußt werden, um ins *höhere* Unbewußte einzudringen.

Nur zwei erleben die Heimat ganz, durch und durch, der Bauer, der sie sich erwirkt, und der Künstler, der sich in sie versenkt. Der Bauer faßt sie an der Kraft, der Künstler an der Schönheit an. Der Bauer faßt sie ganz mit dem einen Platz, da er steht, wir andern müssen gehen und uns erst Plätze suchen, da wir stehen, auch der Künstler.

Nur der Heimatmensch aber, sei es, wer es sei und was er sei, ist ein ganzer Mensch, die anderen sind nur Hälften oder weniger. Sie vegetieren nur. Bewußt in seiner Heimat leben, sie erleben, bis zur Andacht, durch und durch, durch bis zu Gott, von Gott in uns zu Gott außer uns, dessen Wesen in allem webt, und herüber und hinüber, das ist unseres Heimatwanderns höchstes Ziel. Ein einziger Durchgriff durch die Heimat, an welcher Stelle du willst, und du greifst Gott, wo du auch hingreifst.